

Sonntagsgruß

Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Gießen

Nr. 38 Gießen, Sonntag, 16. nach Trinitatis, den 23 September 1917 6. Jahrg.

Kleiderlurus.

1. Brief des Apostels Petrus 3, 3 u. 4.

Ihr Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten und Goldumhängen oder Kleideranlegen, sondern der verborgene Mensch des Herzens, unverrückt mit sanftem und stillem Geist; das ist köstlich vor Gott.

Vor dem Kriege konnte man viele Menschen sehen, die einen ganz unerhörten und unvernünftigen Kleiderlurus entfalteten. Zumal in den Großstädten und an Badeorten begegnete man Frauen, die in raschelnder Seide gingen, schwere, faltenreiche Stoffe trugen, Hüte auf dem Haupte hatten, von denen die großen Federn herunternickten, und die mehr kosteten, als ein mittlerer Beamter an Monatsgehalt einnimmt. An Frauen denkt man vorzugsweise, wenn man vom Kleiderlurus spricht. Das tut auch die Bibel. Jesaias klagt die Töchter Zions an, weil sie zu viel Kleiderpracht getrieben haben, und nennt tadelnd alle damals gebräuchlichen Schmuckgegenstände her: Ketten, Armspangen, Ringe, Borten, Mäntel, Schleier, Koller und Hauben. Auch Petrus hat die Frauen im Auge, wenn er sagt: „Ihr Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten und Goldumhängen oder Kleideranlegen.“ Es gibt jedoch auch Männer genug, deren oberstes Bestreben es ist, elegant, nach der neuesten Mode gekleidet zu sein. Daß der Lurus auch im Kriege, wo man Kleider nur noch auf Grund von Bezugscheinen haben kann, sich geltend macht, konnte man neulich an einem deutschen Badeorte sehen, wo ein Pelz ausgestellt war, der 11 500 Mark kostete. Die Menschen der Gegenwart sind genau noch so geartet, wie ihre Vorfahren vor drei oder sechs Jahrhunderten, deren seltsam geformte Kleider wir heute in Museen staunend betrachten, und Bußprediger haben zu allen Zeiten Anlaß gehabt, gegen die Modesucht zu eifern.

Kein Einsichtiger wird es tadeln, wenn jemand bestrebt ist, sich gefällig und gut zu kleiden. Unsere aus Polen und Galizien heimkehrenden Krieger wissen das am besten zu würdigen; denn die Menschen, die sie dort sehen, starren vor Schmutz und sind in Lumpen gekleidet. Es ist sogar die Pflicht eines jeden Menschen, auf seine äußere Erscheinung Wert zu legen. Wer achtet Frauen und Mädchen, die liederlich angezogen und un-

geklämmert über die Straße gehen, wer möchte mit Männern und Jünglingen zu tun haben, die wenig oder gar keine Seife verbrauchen? Friedrich Klückert sagt: „Kind, die äußere Reinlichkeit ist der innern Unterpfand!“ Aber bedenke doch jeder, daß die Kleider wahrlich nicht einmal die äußere Schönheit zu schaffen vermögen. Wie oft sieht uns aus kostbarer Umhüllung heraus ein kranker Mensch, ein geistloses Gesicht, ein stumpfer Sinn an! Schönheit im Sinne des Künstlers ist ganz wo anders zu finden. Schön ist das Schulkind, das im einfachen Kleide, über das die blonden Zöpfe hängen, munter dahinschreitet, schön der Soldat, den das ständige Verweilen unter freiem Himmel braunrot gefärbt hat, der am selbstgeschneizten Wanderstabe, beladen mit seinem Gepäck, seiner Heimat zuschreitet, schön die alte Frau im schneeweißen Haare, aus deren Angesicht uns Milde und Güte entgegensehen. Nimmermehr aber machen die Pelze, der Goldschmuck, die rauschenden Stoffe die Menschen schön.

Kleider gehen einmal in Feszen und vermodern schließlich. Motten und Rost treiben nach des Heilands Wort an Schmuckgegenständen ihr Zerstörungswerk. Ich stand vor kurzem in der Grabkapelle, die sich an eine herrliche gotische Kirche anschließt. Dort hat vor beinahe 350 Jahren ein deutsches Herzogspaar seine Ruhestätte gefunden. Der Herzog und seine Gemahlin sind auf dem Grabdenkmal in betender Stellung, die Augen aufwärts zu Gott richtend, dargestellt. Daneben auf einem Tische sind in einem Kästchen, unter Glas und Rahmen, Reste von den Kleidern der Toten zu sehen, einige Stückchen vergilbten Stoffes, Spangen und dergleichen mehr, Dinge, die man bei Eröffnung der Gruft gefunden hat, alles Zeichen längst verschwundener Herrlichkeit.

Darum hat Petrus recht, wenn er den Frauen und damit auch den Männern den Rat gibt: „Ihr Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten und Goldumhängen oder Kleideranlegen, sondern der verborgene Mensch des Herzens, unverrückt mit sanftem und stillem Geist; das ist köstlich vor Gott.“ Der verborgene Mensch des Herzens, das ist der gläubige Mensch, der mit Gott innig vereinigt ist und durch Jesus selig werden will. Er besitzt einen Reichtum, der über alle Güter der Erde geht. Unverrückt durch Leid und Freud geht er seinen

Weg. Er weiß, daß Gott ihn führt und nie die Hand von ihm läßt; mit sanftem und stillem Geist begegnet er den Menschen und tut er sein Tagewerk. Der Gottesmensch dieser Art sieht darauf, daß sein Aeußeres immer in Ordnung ist, er gestaltet sein Heim traulich und wohllich, aber er richtet sich stets nach den Worten Jersteegens:

Schmüdt euer Herz aufs beste,
Und mehr als Leib und Haus;
Wir sind hier fremde Gäste
Und ziehen bald hinaus.
Wir gehen ins Ewig ein;
Mit Gott muß unser Handel
Im Himmel unser Wandel
Und Herz und alles sein. S. B.

Das Gießener Reformationsfest des Jahres 1817.

In Nr. 11 des „Sonntagsgrünes“ vom Jahre 1916 habe ich einen Artikel veröffentlicht „Das Reformationsfest zu Gießen in den Jahren 1617 und 1717.“ Am Schlusse hatte ich auch einige Mitteilungen über das dreihundertjährige Reformationsfest vom Jahre 1817 gebracht, allerdings vorausschicken müssen: „Ueber das Reformationsfest des Jahres 1817 ist uns vorläufig nichts Näheres bekannt, wir hoffen jedoch, darüber noch etwas in Erfahrung zu bringen.“ Dieser Wunsch, unseren Lesern gerade jetzt, da das vierhundertjährige Reformationsfest vor der Tür steht, etwas Näheres darüber mitteilen zu können, wie ihre Urgroßväter das Fest vor hundert Jahren gefeiert haben, ist unerwartet in Erfüllung gegangen. Herr Kommerzienrat Schaffstädt hat nämlich die Güte gelabt, mir Aufzeichnungen seines Urgroßvaters, Johann Heinrich Schaffstädt, über dieses Fest zur Verfügung zu stellen. Johann Heinrich Schaffstädt, geboren im Jahre 1751, gestorben am 15. Februar 1823, war ein sehr intelligenter, vaterländisch gesinnter Mann, der das Leben seiner Zeit mit regem Interesse verfolgt hat. Da seine Aufzeichnungen nur für seine Nachkommen und ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, so sind sie stellenweise sehr kurz gehalten. Zum besseren Verständnisse für die Leser unseres Blattes habe ich einige wenige Worte in den Text eingeschoben, diese Worte aber in Klammern gesetzt. Gleichfalls des besseren Verständnisses halber habe ich die Rechtschreibung der Zeit vor hundert Jahren der heutigen angepaßt. Johann Heinrich (früher schrieb man immer Henrich) Schaffstädt schreibt:

„1817, den 31. Oktober, ist allhier so wie in allen evangelischen Landen das dreihundertjährige Reformationsfest drei Tage gefeiert (worden) von wegen unserem Religionsstifter Doktor Martin Luther, da derselbe 1517, den 31. Oktober, aufgetreten ist, (er) hat das helle Licht des Evangeliums

wieder auf den Leuchter der Wahrheit Gottes gesetzt. Hat also das Dunkel und die Irrtümer der Pfaffen und Priester, womit sie die Menschheit der damaligen Zeit verführt, (erhellet). Hat der Mann Luther als Werkzeug Gottes sein Glaubensbekenntnis in Worms öffentlich vor der ganzen Welt abgelegt und zu Gottes Ehr bestanden. Dieses Fest, welches wir gefeiert, fiel also der 31. Oktober auf einen Freitag, wo Tags zuvor mit Läutung aller Glocken eine ganze Stunde von 5 bis 6 Uhr der feierliche Tag war angezeigt. Der erste Tag war ein heiliger Tag jedem evangelischen Christen, auch wurde das heilige Abendmahl gehalten, der zweite Tag war ein festlicher Tag unserer Schulkinder beiderlei Geschlechtes. Die Mädchen alle weiß gekleidet mit grünen Kränzen auf den Köpfen, die jungen Knaben alle Zweige auf den Hüften oder Rappen. Der Zug der Schulkinder geschah von althiesigem Rathaus mit ihren Lehrern. Darnach kam unsere Geistlichkeit mit Kirchen- und Schulrat, nach denselben kamen unsere Ratschöffen nebst Stadtoorstand, auch war unsere ganze Landwehr in Gala und begleitete den Zug mit Gewehr und Waffen. Oben auf dem Trieb war ein Platz zurecht gemacht, allwo eine junge Eiche gesetzt wurde, welche von den Kindern begrüßt und von Herrn Doktor und Professor Diesenbach den Namen bekommen Luthers Eiche. Von mehreren Herren Geistlichen schöne Reden gehalten dem großen Mann Luther (zu Ehren). Darnach geschah der Zug wieder zurück nach dem Rathaus. Da bekam ein jedes Kind eine große Butterbrotzel, waren über 500 Kinder. Des Nachmittags um 3 Uhr war Katechismuslehre in der Kirche. Des Abends wurde das Rathaus beleuchtet, welches mit schönem Eichenlaubwerk schon etliche Tage zuvor war geziert worden. Der dritte Tag war Sonntag. Derselbe wurde wie gewöhnlich gefeiert. Und da ich solches niederschreibe, stehe ich in meinem 66. Lebensjahr, um meine Kinder und deren Kinder und Nachkommenschaft von Luthers Fest zu belehren, wenn es in hundert Jahren wieder gefeiert wird, welches geschieht 1917, den 31. Oktober, wer solches erlebt. Noch muß ich meiner Nachkommenschaft melden, daß auf nämlichen Tag viel Gutes und Hochlöbliches in beiden Religionsverwandten (heißt so viel als in beiden Religionsgemeinschaften) zugetragen. In den preußischen ganzen Landen haben die Reformierten und Lutheraner zu einer Religionspartei sich gegeben, welches in mehreren Ländern auch geschehen.“

Wir haben hier die Beschreibung des Reformationsfestes des Jahres 1817 von einem Gießener Bürger, der augenscheinlich mit innerer Anteilnahme und großem Verständnisse das Fest mitgefieiert hat. Ausführlich schildert Schaffstädt namentlich das Jugendfest am zweiten Festtage. Jedenfalls haben es die Vorfahren verstanden, das seltene Fest

in sinniger Weise zu begehen. Der Zug der mit grünem Laubwerke geschmückten Kinder ist gewiß eindrucksvoll gewesen. Der Herbst 1817/18 stand noch unter den Nachwehen des vorausgegangenen Hungerjahres 1816/17, aber man konnte doch jedem Kinde auf Kosten der Stadt eine große Butterbrotchen schenken, was uns in diesem Jahre nicht möglich ist. Die Frage erhebt sich, ob wir nicht auch in diesem Jahre, einem schönen alten Brauch folgend, einen Lutherbaum pflanzen sollen, wie das 1817 allerwärts, so auch in Großen-Linden, geschehen ist. Die hier erwähnte Giesener Landwehr war 1814 nach preußischem Muster auch in Hessen begründet worden. Es handelte sich in Hessen jedoch nicht um eine Feldtruppe, sondern zunächst nur um eine Art Bürgerwehr. Wenige Jahre nach ihrer Begründung ist die hessische Landwehr wieder aufgelöst worden. Interessant ist der Ausblick Johann Heinrich Schaffstädt's, der für seine Nachkommen schreibt, auf das Jahr 1917. Daß damals allgemein die Union, die Vereinigung der Lutheraner und Reformierten zu einer Kirche, freudig begrüßt wurde, geht aus der Schlußbemerkung hervor. Diejenigen, die das Elend der religiösen Zersplitterung der Evangelischen empfunden hatten, waren froh, als nach langen Vorbereitungen das Einigungswerk gelungen war. H. P.

Eine späte Erkenntnis.

In seiner neuesten Schrift „Freie Religion“, Vorschläge zur Weiterführung des Reformationsgedankens, kommt Artur Drews, der bekannte Karlsruher Professor, der nachzuweisen gesucht hat, daß Jesus nie gelebt habe (!), zu der Erkenntnis, daß in den freireligiösen Gemeinden umhaltbare Zustände herrschen, ein Durcheinander der verschiedensten Anschauungen von der schwärmerischsten Mystik bis zur völligen Verneinung aller Religion. Die „Freie Religion“ ist nach seinen eigenen Worten bisher „ein ziemlich unklares und verschwommenes Gemisch aller möglichen Ideen“ gewesen. Jetzt dämmert auch bei Drews die Erkenntnis, daß „religiöse Gemeinschaften dauernd nur durch gemeinsame Ueberzeugungen und grundsätzliche Uebereinstimmung in den letzten Fragen, das heißt durch bestimmte Richtlinien ihres Glaubens, zusammengehalten werden“.

„Nur eins kann helfen, das Bekenntnis zu bestimmten klaren und verlässlichen Richtlinien des Glaubens“.

Wie lautet nun das endlich gesunde „Dogma“ der Freireligion? Wir sehen das „Bekenntnis“ vollständig hierher, weil es sich selbst am besten das Urteil spricht:

„Ich glaube an Gott, den Träger der Weltordnung und Begründer der Weltzwecke, den unbedingten allwissenden und allmächtigen, in seinem Wesen über Raum und Zeit, in seinem Wirken über die Schranken des

Bewußtseins und der Persönlichkeit erhabenen absoluten Geistes, das Wissende in allem Wissen, das Wirkende in allem Wirken, das als Wesen aller Wirklichkeit zugrunde liegt.

Ich glaube, daß die Welt die Erscheinung Gottes ist, die in Raum und Zeit hinausstrahlte, im Lichte des Bewußtseins offenbar werdende Fülle seiner Gedanken und Kräfte, durch welche Gott im Menschen zum Bewußtsein seiner selbst gelangt, um vermittelt seiner seine Zwecke zu verwirklichen.

Ich glaube, daß der Mensch, als bewußtgeistige Persönlichkeit, die Kraft besitzt auf Grund seiner wesenhaften Einheit mit Gott, sich selbst von den Schranken der Endlichkeit, der Schuld und dem Uebel, zu erlösen, durch die hiermit vollzogene Willenseinheit mit Gott an der Verwirklichung der göttlichen Zwecke teilzunehmen und dadurch zum Frieden zu gelangen, der als solcher Gottes Friede ist.“

Dunkel ist der Rede Sinn, — so schreibt hierzu die „Evangelische Volkskorrespondenz“ — wie ein lebloser Schatten aus der Studierstube eines Philosophen, so mutet dieses Glaubensbekenntnis an. Denken wir nur einmal dagegen an das wichtige, kraftvolle Glaubensbekenntnis unserer Kirche, das Leben atmet und Leben spendet, dann wird uns der Unterschied so recht klar zwischen einer auf Menschenlehre aufgebauten „Religion“ und der aus Gottes Kraft geborenen Religion des Lebens.

Aus der Jugendzeit eines deutschen Mannes.

(Fortsetzung.)

Wir wohnten noch nicht lange daselbst, so suchte einer der Leute des Pflasterkuchlermeisters, besonders wenn ich des Abends wegging, mich anzusprechen und eine Unterhaltung anzuknüpfen. Ich hielt ihn anfangs für einen Gesellen, da er stark und voll aussah, und zwanzig und einige Jahre zählte; es ergab sich aber, daß er noch Lehrling war, der indessen bald ausgelernt hatte. Er hieß Friedrich Kajimir und war aus dem Dorfe Rosengarten bei Frankfurt an der Oder gebürtig, wo sein Vater ein armer Landmann war. Er hatte die Bäckerprofession in Berlin gelernt, war Geselle geworden, hatte aber an der Bäckerei keinen Gefallen gefunden und sich deshalb entschlossen, Pflasterkuchler zu werden, weshalb er als Lehrling bei Mäcke eingetreten war. Er besaß sehr dürftige Schulkenntnisse, wie sie seine Dorfschule gewährt. Aber er hatte eine natürliche Beredsamkeit und einen gesunden Verstand, der freilich durch eine unendlich lebhaftere Einbildungskraft weit überwogen wurde. Dabei war er gutwillig, dienstfertig, oft bis zum Erzeß, lebhaft entbrannt für alles Edle, Schöne und Gute, das er gar zu gern in der Welt verwirklicht, wie das Schlechte und Böse abgestellt gesehen hätte. Mit seiner über-

kräftigen Phantasie vereinigt, trieben ihn diese an sich lobenswerten Eigenschaften gar leicht bis zur Donquixoterie. Durch das Lesen vieler guten Schriften hatte er sich treffliche Grundsätze angeeignet, hatte ein reines Gemüt, und die Lesfrühe eines guten Buches gewährte ihm einen Genuß, den er jedem anderen vorzog. Vorzugsweise war es die schöne Literatur, die ihn fesselte; wissenschaftliche Bücher interessierten ihn nicht; von den Sprachen wußte er nichts; und selbst das Deutsche richtig sprechen oder schreiben zu lernen, war ihm mühsam, und grammatikalische Begriffe wollten nicht in seinen Kopf. Die Dichter aber galten ihm unendlich viel. Seine guten Eigenschaften führten mich ihm näher. Wir kamen oft zusammen und sprachen über vielerlei, am liebsten aber über Geistesprodukte unserer großen Poeten und Prosaisten, von welchen er bereits sehr viele kannte, und aus welchen er mit einem überaus treuen Gedächtnisse lange Abschnitte mit flammender Begeisterung deklamirte, stets mit richtiger Betonung und guter Mimik, da er viel Schauspieler-Talent besaß. Mit einem Enthusiasmus sondergleichen hing er an dem auch von mir sehr hochgeschätzten Propst Hanstein. In jeder seiner Predigten nahm er ihm gleichsam das Wort von der Lippe, und wenn er nach Hause kam, wußte er die ganze Predigt selbst mit den eigentümlichen Redewendungen und Ausdrücken wiederzugeben. Kasimir zeigte zugleich eine so reine Gesinnung, so treffliche sittliche Grundsätze, die er besonders aus dem Studium der Gellert'schen Schriften geschöpft hatte, ihm widerte alles Gemeine und Uedle so sehr an, daß man ihn lieb gewinnen mußte und bedauerte, daß ein solcher Edelstein im Rehrichthausen lag; denn seine ganze Umgebung, mit welcher er den Tag über umgehen mußte, war die Gemeinheit selbst. Bei den Gesellen galt er deshalb für einen Narren, und von ihrem Standpunkte aus gesehen, hatten sie recht.

Als der Sommer gekommen war, gab es wenige Abende, wo wir nicht in der Dämmerung oder nach dem Feierabend auf dem Flure unter der Treppe saßen und uns unsere Ansichten und Lebenserfahrungen mittheilten oder das Werk irgendeines Heroen unserer Literatur zum Gegenstande unserer Betrachtungen machten. Wir redeten uns oft förmlich in die Begeisterung hinein und verlebten auf diese Weise viele erhebende und genussreiche Stunden. Des Sonntags machten wir gemeinschaftliche Spaziergänge, doch nicht gerade um Menschen zu sehen, und bald waren wir die innigsten Freunde, die jeden Genuß miteinander teilen mußten. So besaß ich denn, was ich lange gesucht hatte, einen Freund! —

Wenn dadurch von der einen Seite ein heiterer Lichtblick in mein Leben schien, so

sah ich von der anderen ein tief dunkler Schatten hinein. Meine arme Mutter ging sehr bösen Tagen entgegen; sie war an einem Krebsleiden erkrankt und mußte operiert werden.

In der zweiten Hälfte des September fand die Operation statt, der ich beiwohnte. Ich beschreibe sie nicht, denn noch immer tut mir das Herz weh, wenn ich daran denke. Wie in meinem Leben ist mir so furchtbar zu Mute gewesen. Es wurde mir schwarz vor den Augen; das Zimmer drehte sich mit mir, und ich war im Begriffe umzusinken, als einer der jüngeren Assistenten, deren mehrere dabei waren, hinzusprang und mir ein Glas Wein einschlökte.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Unter den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges hatte auch das Städtchen Weisenheim am Glan, unweit der jetzigen rheinpreussischen und rheinbayerischen Grenze gelegen, zu leiden. Die Sitzungsprotokolle des dortigen Presbyteriums (Kirchenvorstandes) geben davon Kunde. Während und wie eine schmerzliche Klage lautet folgende Stelle aus dem Protokoll vom 6. Februar 1642: „Ist auch von den Censoren (Kirchenvorstehern) vor gut angesehen und nach Beredung beschlossen worden, daß künftig in den gewöhnlichen Betstunden, sonderlich nach dem Gebet, jedesmal ein Gesetz (Vers) aus dem Gesang: „Gib Fried zu unserer Zeit, o Herr!“ gesungen werde.“ Wie entspricht die Bitte „Gib Fried zu unserer Zeit, o Herr!“ jetzt auch unserer Gemüthsverfassung!

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 23. September.
16. nach Trinitatis.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche. Vormittags 8 Uhr, zugleich Christenlehre für die Neukonfirmirten aus der Markusgemeinde Pfarrer Schwabe. — Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Mahr. — Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde. Pfarrer Mahr.

In der Johanneskirche. Vormittags 8 Uhr, zugleich Christenlehre für die Neukonfirmirten aus der Johannesgemeinde. Pfarrer Ausfeld. — Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer. — Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Lukasgemeinde Pfarrer Bechtolsheimer. — Nachmittags 2 Uhr: Im Konfirmationsaal (Liebigstraße 56) Taubstummengottesdienst. Pfarrer Bechtolsheimer. — Abends 8 Uhr: Bibelbesprechung im Johannesaal. — Mittwoch, den 26. September, abends 8 Uhr: Kriegsbetstunde. Pfarrer Bechtolsheimer.